

Segantini kam zu uns

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **259 (1986)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Segantini kam zu uns

In der Wirtschaft Pianta zu Savognin, in der Talschaft Sursaissas, sassen an einem schönen Sommerabend des Jahres 1886 ein paar Männer beim Veltliner. Als der Dorfpräsident, der mit dabei war, beim dritten Schluck sich räusperte: «Heute geschieht noch etwas – was, weiss ich nicht», so meinte er damit vielleicht ein Gewitter oder unerwartet eine einträgliche schwere Fuhre über den Pass, aber keinesfalls das etwas ärmliche, baufällige Einspännerchen, darin ein junges Paar vorgefahren war und, einige Habe zusammenraffend, offenbar auszusteigen gedachte.

Mit der linken Hand geleitete der Fremde eine mädchenhaft zarte und feine, doch äusserst einfach gekleidete Frau zu einem Tischchen am Fenster, und auf italienisch baten sie um eine Erfrischung.



Giovanni Segantini (1858–1899)
mit seiner Familie, aufgenommen kurz vor
dem frühen Tod des Malers

Die Gäste blieben zwei oder drei Tage in Savognin bei Pianta, auch der Fuhrmann mit Ross und Wägelchen musste ausharren, und in der Zeit gab sich dem Wirt bald die Gelegenheit, einiger Wissenschaft über die romantischen Personen habhaft zu werden. Als Giovanni Segantini, gebürtig aus Arco am Gardasee, bis dahin wohnhaft in Mailand, stellte sich der langbärtige Lockenkopf vor; die Begleiterin sei seine Frau, von Beruf sei er Kunstmalers; und nun befänden sie sich hier in einem fremden, vorher nie betretenen Staat, um zu rekonoszieren und wenn möglich zu entdecken, wo für sie – fast biblisch zu verstehen – das «gelobte Land» wäre. «Oder anders ausgedrückt: il paradiso, wenn man so sagen dürfte», meinte Herr Segantini in vollem Ernst, «und in diesem Tal Sursetta müsse es wohl seinen Sitz haben.»

Niemand wird sagen können, welche innersten Anlässe den jungen Segantini drei Tage später bewegten, als er irgendwo zwischen Savognin und Tiefencastel seinen Postillon

bat (denn Segantini bat, er befahl nie), schleunigst kehrtzumachen, die Deichsel wieder talwärts zu richten und bei Pianta noch einmal einzukehren. Heute nennt uns die Kunstgeschichte ja die tieflegendsten Gründe ins Tüpfchen hinaus. Die Wahrheit ist, dass vor der Wirtschaft Pianta zu Savognin die zarte Begleiterin, Frau Segantini, vorerst im Chaislein blieb und ein wenig Spannung sowie wiederum die leise Nieder geschlagenheit ausdrückte, indes der Fuhrmann so tat, als hätte er nur die kürzeste Musse. Was aber im Wirtshaus geschah, verdiente ge-

Das Fohlen Henriette

wiss in einer Novelle beschrieben zu werden, wiewohl die Äusserlichkeiten daran in einem einzigen Satz Platz hätten. «Buon giorno, Herr Pianta, da bin ich wieder und möchte angefragt haben, ob meine Frau und ich bei Ihnen bleiben können, bis ich aus Italien Geld bekomme?»

So und nicht viel anders war die Rede Segantinis. Er gab nicht zu bedenken, dass er bereits ein wenigstens in Italien bekannter Künstler sei und es zweifellos zu etwas bringe; er rühmte sich nicht. Aber er blickte mit guten, liebenswerten Augen dem Wirt ins Gesicht, und Pianta dachte das eine: «Welch herrliche Augen! Kein Wunder, dass diese anders sehen und besser.» Dann gab er den Handschlag: «Warum sollten Sie nicht bei mir bleiben, Herr Segantini? Es ist mir eine Ehre!» Segantini entgegnete ruhig: «Es ist da noch etwas anderes, Herr Pianta. Unser Fuhrmann hat uns weit herumgeführt, die Rechnung ist aufgelaufen, er will bezahlt werden und heim. Würden Sie für mich das Geld auslegen, bis ich welches bekomme – es macht achtzig Franken?» Wohl möglich, dass eine Sekunde Schweigen eintrat, denn schliesslich wird jeder Wirt staunen, wenn er vom fremden Gast gleich um ein Darlehen angegangen wird, zumal von einem, dessen Insolvenz so klar zutage liegt. Bloss Pianta staunte nicht. Das Begehren schien ihm nicht unbillig, er wolle es gleich erfüllen, antwortete er, und dabei habe er – das erzählte er vielmals seither – kaum etwas gedacht, sondern nur Segantinis schöne, aufrichtige Männlichkeit bewundert. Segantini trat alsdann vor die Türe und rief hinaus: «Steig vom Wagen, Liebste, stazione il paradiso ist da!»

Wer möchte bezweifeln: an den achtzig Franken, also am Vertrauen des Wirtes hing die Entscheidung, dass Segantini bei uns blieb, nun lebenslang in heiterer, blühender Gemeinschaft mit unserem Lande. Wenn das Giovanni Segantini zugelegte Wort, weltberühmt wolle er Savognin und das Oberhalbstein, das Engadin, das Bergell machen, vielleicht nicht authentisch ist, so hat er es trotzdem wahr gemacht. Die Güte und Menschenkenntnis eines Wirtes brachten uns ein wahrlich grosses Glück ein.

Franz war zwölf Jahre alt, als er zum erstmal als Ferienkind aus der Stadt aufs Land kam.

Das erste, was ihm auffiel, war, dass es auf dem Lande ganz anders roch als in der Stadt. Die Luft schmeckte wie frisches Wasser beinahe, und man konnte den Wind spüren wie etwas Körperliches. Das hatte er in der Stadt nie erlebt.

Der Bauer, bei dem er sechs Wochen sein sollte, hatte ihn freundlich begrüsst. Er lud jedes Jahr ein Ferienkind aus der Stadt zu sich ein, und er machte keine grossen Unterschiede. Die Bäuerin mit dem breiten, roten, mütterlichen Gesicht hatte den blassen Jungen fragend angesehen, dann stillschweigend einen grossen Topf Milch hingestellt und eine dicke Scheibe Kuchen danebengelegt. Aber Franz hatte gar keinen Hunger, denn er hatte Henriette gesehen, und das beschäftigte ihn so, dass er für nichts anderes Interesse hatte.

Henriette war ein kleines, rotbraunes Fohlen, erst vier Tage alt, wie Franz auf seine Frage erfuhr. Er hatte nie gewusst, dass es etwas so Schönes in Wirklichkeit geben konnte. Das kleine Pferd stand auf hohen, ungelenten Beinen, den Kopf schräg zurückgelegt. Die feinen Ohren spielten nervös hin und her, die Nüstern in dem zartgrauen Maul schimmerten rosenrot, das Fell sah aus wie rotbraune Seide. An der Seite des Fohlens stand hoch und gross, beinahe drohend, die Stute.

«Pass auf», sagte der Bauer warnend, als Franz auf das Fohlen zuging, «die Alte schlägt!»

Aber Franz hörte nichts, und die Stute liess den Jungen auch an sich herankommen. Das Fohlen lief neugierig schnuppernd heran, es grub sein seidenweiches Maul in die Hand des Knaben. Franz hielt ganz still, wie betäubt vor Glück.

Die nächsten Tage standen ganz im Zeichen von Henriette. Franz hatte mit einer Bestimm-